

## Parkett links, Reihe 14, Platz 16

*Kultur war für Sabine Beinlich ein Leben lang das Größte. Jetzt will sie in der Semperoper ein letztes Mal Wagners „Ring“ erleben. Szenen einer Sitznachbarschaft.*

Von Cornelius Pollmer, Süddeutsche Zeitung, 03.02.2023

Es folgt ausnahmsweise nicht die Geschichte einer Weltsensation oder die einer dramatischen Begebenheit. Es folgt stattdessen der Bericht einer zufälligen Begegnung und einer schönen Verabredung, die sich daraus ergeben hat.

März 2020, es ist die Woche, in der Corona endgültig nach Deutschland kommt. In der Dresdner Semperoper gehen gerade noch die Gurre-Lieder von Schönberg über die Bühne, eine der größten und aufwendigsten Produktionen überhaupt. Vor dieser Bühne, im Publikum, sitzt auf dem Platz neben einem eine außergewöhnlich vergnügte Frau von bald 80 Jahren. Als man sich bei ihr erkundigt, ob sie in der rappelvollen Oper nicht Angst habe, sich anzustecken, winkt sie ab. Ach i wo, sagt Sabine Beinlich. „Irgendwas legt uns am Ende alle um. Ich habe lange genug gelebt.“

Angst habe sie jedenfalls keine, einen Wunsch aber schon. Sie wolle, sagt Frau Beinlich, ein letztes Mal Wagners „Ring“ erleben, hier in der Semperoper. Dann, ja, „dann kann ich sterben.“

Eine Verabredung ist schnell getroffen. Sie lautet darauf, Frau Beinlich als Sitznachbar durch ihren letzten „Ring“ zu begleiten und in den Pausen ein wenig mit ihr zu reden, über die Welt, die Kultur, ihr Leben. Aber dann verschiebt sich alles immer weiter, wegen der Seuche. Und als es endlich doch losgeht, am vorvergangenen Freitag, da bleibt der Platz von Frau Beinlich zunächst leer.

Der schönste Weg führt über die Augustusbrücke. Von dort wirkt die Semperoper im ersten Licht des Abends geradezu ewiglich. Ja, es wirkt sogar so, als wäre die Oper

schon vor der Stadt da gewesen, als hätten diese Stadt und ihr berühmtes Kulturbürgertum erst wegen der Oper überhaupt hierher gefunden.

Kultur, vor allem höhere, kann in Dresden zum unvergleichlichen Rausch werden. Und eine stärkere Droge als einen von Christian Thielemann dirigierten „Ring des Nibelungen“, en bloc aufgeführt in der Semperoper, kann es eigentlich nicht geben. Es ist das härteste Teil, das man werfen kann.

Vor Beginn des „Rheingolds“ wächst die Schlange vor dem Herrenklo, weil in dem kleinen vorgelagerten Waschraum ein paar Wagnerianer engagiert die zu erwartende Dauer der Aufführung diskutieren. 2 Stunden und 40 Minuten sei die Norm, ja ja, aber in Berlin habe Thielemann das „Rheingold“ gerade in 2 Stunden und 45 Minuten dirigiert, verblüffend, nicht wahr? Und als Thielemann später nach weltrheingoldrekordverdächtigen 2 Stunden und 19 Minuten den Taktstock senkt, bricht wie auch an allen weiteren der vier ausverkauften Abende eine hysterische Begeisterung los, wie sie selbst im Fußballstadion nicht selbstverständlich wäre. Es gibt Kir-Royalhafte, befrackte Männer vom Schlag eines Heinrich Haffenloher, die halten in der Pause sachverständige Stehtisch-Vorträge über Naturwesen und Nibelungen. Am Ende aber stehen sie aufgelöst im Parkett und rufen „Thielemann! Thielemann! Thielemann!“ Auf Thielemann und das Tollhaus Semperoper ist also Verlass.

Aber im Parkett links, Reihe 14, bleibt der wichtigste Platz bis zum Ende dieses Abends leer. Platz 16.

Frau Beinlich musste kurzfristig absagen, ihrem fast 90-jährigen Mann gehe es überhaupt nicht gut. Sie versuche, für die kommenden Abende eine Betreuung zu organisieren, man werde sehen.

„Alles, was ist, endet! Ein düst’rer Tag“, blitzt es in den Obertiteln des „Rheingolds“ auf. Und Wotan steht mit seiner traurigen Augenklappe auf der Bühne: „Wie doch Bangen mich bindet! Sorg und Furcht fesseln den Sinn.“

Sie ist da. Frau Beinlich ist am Stadtrand in einen Bus gestiegen, dann in die Straßenbahn, jetzt sitzt sie auf ihrem Platz, nur die Gedanken sind noch zu Hause. Beinlich knibbelt an der Handtasche auf ihrem Schoß. Aber als das Licht ausgeht, taucht sie ab und ein paar Stunden nicht wieder auf. Selbst als man bei Wotans „Was

ich liebe, muß ich verlassen“ kurz zu Sabine Beinlich rüberschießt, bleibt sie gebannt vom Spektakel auf der Bühne. Sie verzweifelt mit der Brünnhilde und stellt sich schützend vor Siegfried: „Der hat ja nie ein richtiges Leben gehabt, der musste immer um sich hauen – und das kann er.“ Mal übernimmt Frau Beinlich mit ihrem Zeigefinger spontan das Dirigat, dann faltet sie die Hände, als gingen Wotan und Alberich gleich ins Elfmeterschießen.

Zu Beginn des dritten Aufzugs kann Frau Beinlich nicht mehr an sich halten. „Bravo! Bravo!“, ruft sie und als die Sächsische Staatskapelle loslegt, schwingt Frau Beinlich ihren Arm fast so leidenschaftlich wie Loriots Opa Hoppenstedt beim Helenenmarsch. Woher diese Leidenschaft, diese Hingabe?

Sabine Beinlich war fünf Jahre alt, da stand sie das erste Mal selbst auf einer Bühne, 1947 in der Operette in Dresden-Leuben. Die Stadt lag noch in Trümmern, aber in Leuben öffnete das Theater so schnell wie nirgendwo sonst in Sachsen. „Kunst war etwas wert“, sagt Sabine Beinlich, und in ihrer Familie war sie besonders viel wert. Das erfüllt sie bis heute mit Dankbarkeit. Beinlich wuchs mit Hausmusik auf, sie besuchte den altsprachlichen Zug der Dresdner Kreuzschule, über Kontakte ging es sogar früh und dann immer wieder in die Gemäldegalerie, „das war für uns wie ein Wohnzimmer“.

In der DDR erlebte sie Kultur dann als „die absolute Freiheit“, und zu Beginn der Sechzigerjahre lernte sie ihre große Liebe erst so richtig kennen, Richard Wagner. Frau Beinlich ging in die „Walküre“, und selbst wenn es in Dresden am Allermeisten noch fehlte und sich noch die mittelguten Sänger bald nach Berlin empfahlen, war es um sie geschehen. Wagner ist bis heute die klare Nummer eins geblieben, und als zuletzt in der Pandemie die Kinos einmal kurz geöffnet wurden, nutzte Sabine Beinlich ihre Chance. Der „Parsifal“, eine Aufnahme aus New York. Von den 160 Plätzen im Saal war außer dem von Frau Beinlich nur einer besetzt.

Was dieses Leben einer Frau zur Geschichte einer Dresdner Kulturbürgerin macht, ist die Beiläufigkeit der Leidenschaft, und es ist auch die Unbeirrbarkeit, mit der Frau Beinlich ihr seit je nachgeht.

Sie hätte ihr Herz ja an alles Mögliche verlieren können, es ist nicht so, dass es an Auswahl gefehlt hätte.

Sie ist studierte Ingenieurin, arbeitete zunächst an der Technischen Universität, später als Mess- und Prüfindenieurin in einem großen Betrieb der Motorenfertigung. Häufig war sie auf Dienstreisen, oft unter den Kollegen als einzige Frau. Sie hat mit ihrem Mann ein kleines Haus, auch da gäbe es viel zu tun.

Sabine Beinlich und die Kultur hätten sich aus den Augen verlieren können, als sie ihren Mann kennenlernte, „der is’ ni so für Musik, das muss man wissen, von vornherein, dann gibt es keinen Ärger.“ Sie einigten sich darauf, dass sie weiter fröhlich ins Konzert gehen würde – und dass er nicht mitkommen müsse, zu seinem und zu ihrem und zu ihrer beiden Frieden. Und später zogen sie ja doch gemeinsam los, im kulturellen Ehrenamt als Kameraleute im Dresdner Hoftheater des Schauspielers Rolf Hoppe.

Beinlich hätte den Kontakt zur Kultur aber auch verlieren können, als sie und ihrem Mann nach der Wende wie so vielen der eisige Wind der neuen Zeit ins Gesicht blies. Ihr Mann fand Arbeit in München, sie dann auch, allerdings in einem Supermarkt. Sie wohnten in einem Kellerstübchen in Unterhaching, und natürlich war das eine schwere Zeit, aber Frau Beinlich spricht fast ohne Bitterkeit davon. Was sie aus dieser Zeit vor allem in Erinnerung hat, wie sie sich auch mal früh um fünf Uhr anstellte für Opernkarten, speziell für den „Ring“, das wird spätestens jetzt ja niemanden mehr überraschen.

Und damit noch einmal von der Realität auf die Bühne, in die „Walküre“. Ein größerer Spaß, als das Libretto zu lesen, ist es mit Sicherheit, beim Flanieren in der Pause Frau Beinlichs Kommentare zu notieren. Da kann man noch etwas lernen über „den Wotan, der zwischen den Brettern klemmt, und was muss er machen? Der Frau folgen. Das fand ich schon immer schön, dass die Frau das Sagen hat.“

„Ja! Ja! Ja!“, ruft Sabine Beinlich, als nach knapp fünf Stunden der Vorhang fällt. Und als sich im nicht endenden Applaus die Ersten zwar glücklich, aber müde und geschlagen aus dem Saal stehlen, und man ihnen ein bisschen sehnsüchtig nachsieht, steht Frau Beinlich wie eine Eins und klatscht immer weiter. Leuchtende Augen, lachendes Gesicht: „Das war ’ne Schau!“

„Nun woll’n mer mal sehen, was der Siegfried heute für Dummheiten anstellt“, sagt Frau Beinlich und damit schönen guten Abend zum dritten Teil und zweiten Tag der Tetralogie. Spätestens beim „Siegfried“ ist man als Frau Beinlich begleitender 08/15-Wagnerianer im „Ring“ angekommen, eine gute Routine stellt sich ein: fünf Hustenbonbons in die rechte Anzughosentasche, jeweils einen Schnittchenteller und zwei kleine Wasser für die Pause vorbestellen. In den Saal gehen, hinsetzen, sich umdrehen, kurz erschrecken, dass schräg hinter Frau Beinlich wieder diese Frau sitzt, die einer ehemaligen Präsidentin des Bundes der Vertriebenen so verblüffend ähnlich sieht, dass sie eigentlich niemand anderes sein kann als genau diese ehemalige Präsidentin des Bundes der Vertriebenen.

Zur Routine gehört, dass Frau Beinlich die Handtasche auf ihrem Schoß knibbelt, ein Modell der Marke Picard, „since 1928“. Das klingt einerseits Millionen Monde her. Andererseits steht Sabine Beinlich in der Pause im Rundlauf des Ersten Rangs am Fenster, schaut hinaus auf den Theaterplatz und sagt, sie könne die zugewachsenen Kellerlöcher noch sehen, die einen wie gefährliche Fallen zu verschlucken drohten, als Beinlich als kleines Mädchen durch Schutt und Asche dieser Stadt spazierte.

Wie unglaublich viel Zeit und Zeitgeschichte in ein Leben passen. Den Krieg, die DDR, die Wende – auf all das blickt diese Frau zurück, wenn sie jetzt auf den Theaterplatz schaut, dieselbe Frau, die inzwischen ein Smartphone hat und darauf Whatsapp benutzt. Sabine Beinlich hat sich auf denselben paar Quadratmetern im Zentrum Dresdens als Kind gefragt, ob denn wohl ein König in dem lebte, das aussah wie ein Schloss. Sie versuchte als junge Erwachsene mit anderen die Sophienkirche zu schützen, die dann trotz weitreichender Proteste gesprengt wurde. Und Sabine Beinlich steht jetzt, mit 81 Jahren, noch immer hier am Theaterplatz und muss schmunzeln über die wiederaufgebaute und liebgewonnene Stadt Dresden und den spektakulären Kunstraub, den es hier zuletzt zu beklagen gab: „Jetzt, wo endlich alles schön ist, da beklauense uns.“

Ist das nicht ein verrückter Segen, dass Sabine Beinlich über das Dresden ihrer Kindheit sagt, sie habe es ja nicht anders kennengelernt als kaputt, „für mich war die Stadt in Ordnung.“ Und dass jetzt, fast acht Jahrzehnte später, nur zwei schlampig umzäunte Kleinstbaustellen ihren Blick stören?

Die Pausenklingel. Beim Weg in den Saal versichert sich Frau Beinlich der Komplizenschaft des Reporters – „heute machen wir wieder bisschen Lärm am Ende, ja?“

Sabine Beinlich schreibt eine Whatsapp: „Ich freue mich auf morgen, leider nimmt alles ein trauriges Ende.“ Man hofft, sie meint den „Ring“. Sie meint doch den „Ring“, oder?

Treffen in der Oper, saches Vortasten im Gespräch. Dem Mann geht es nicht schlechter, aber „heute war er sehr grantig, da habe ich also alles falsch gemacht.“ Der Arzt hat angerufen und sie zu einem Gespräch einbestellt, das kann ja eigentlich nichts Gutes heißen. „Ich bin fröhlich heute, was ich eigentlich gar nicht sein dürfte“, sagt Sabine Beinlich – und doch fliehen ihre Gedanken heute den Saal, immer wieder.

In der Oper geht es auf die Zielgeraden, erste Verluste sind zu beklagen. Im zweiten Aufzug setzt hinter Frau Beinlich ein Crescendo ein, immer lauter wird das zufriedene Schnarchen eines Mannes, der – Kinn auf der Brust – in seinem Sessel hängt. Die Frau, die einer ehemaligen Präsidentin des Bundes der Vertriebenen zum Verwechseln ähnlich sieht, versetzt dem Schnarcher einen ordentlichen Hieb, sein Kopf schnellt nach oben. War was?

Ich sterbe vor dir, hat Sabine Beinlich zu ihrem Mann immer gesagt. Jetzt fragt sie sich, ob beide zu Weihnachten noch beieinander sein werden. Ein besonderer Tag stünde dann bevor, aber „wir sagen einfach jetzt schon fünfzig minus eins, das ist unsere Goldene Hochzeit.“

„Die Liebe liebe ich nie, mir nähmen nie sie die Liebe“, singt Brünnhilde in der „Götterdämmerung“. Und vor dem dritten Aufzug gibt es eine letzte kleine Einführung von und mit der Kulturbürgerin Sabine Beinlich. Sie strahlt einen an und sagt: „Jetzt geht’s ja erst richtig los, jetzt geht das Morden richtig los.“

Auf der Bühne fällt eine nach dem anderen. Und hinter der eigenen Stirn wandern noch einmal die Sätze umher, die man von Frau Beinlich mitnehmen wird aus diesen drei plus eins Abenden. Was wünscht sie sich für die Gesellschaft? „Wenn die Leute heute mal ein wenig mehr Rücksicht aufeinander nehmen würden, das fände ich gut.“ Was vom Leben gelernt zu haben freut sie? „Menschen zu respektieren, die eine andere

Meinung haben als ich, das ist mir sehr wichtig.“ Wie schafft man es, im Alter nicht missmutig zu werden? Auf eine gewisse innere Ruhe vertrauen, sagt Sabine Beinlich. „Dass ich mich an Dingen erfreuen kann, ist mit zunehmendem Alter sogar besser geworden.“

Sicher fühlte sie sich dann und wann auch mal einsam, natürlich waren gerade die Jahre nach der Wende nicht leicht, „wir haben so viele Katastrophen überlebt und durchgestanden .. Na, was glaubst denn du, was alles passiert ist.“ Kein Leben ist perfekt, aber Frau Beinlich wirkt, alles in allem, doch ziemlich zufrieden.

Sie sagt: „Es war eine erfüllte Zeit. Ein schönes Leben.“

Nach mehr als fünf Stunden kommt die Staatskapelle, dieses Weltgeschenk von einem Klangkörper, zu einem vorläufig letzten Ende. Pauken, Trompeten, Becken, alles wogt noch einmal wild auf, niemand schläft. Der Samtvorhang schließt sich sacht, mit dem finalen Akkord fließt nicht nur der Ton in alle hinein, da ist auch Licht, Liebe. Einen sehr ausgedehnten schönen Moment schweigen nun selbst jene, die sich vor Freude kaum in ihren Sitzen halten können. Und dann: Applaus.

Es stehen längst alle, und der Mann vor einem wechselt wieder in den angeblich achtfachen Pseudozoom der Handykamera, um ein paar weitere hoffnungslos unscharfe Fotos von den sich verbeugenden Solisten zu schießen. Alles steht, alles jubelt, aber Sabine Beinlich bleibt noch eine Weile still in ihrem Sitz. Dann legt auch sie noch einmal los, mit voller Kraft.

Irgendwann ebbt der Jubel ab, erste Schritte Richtung Ausgang, es ist spät genug. Frau Beinlich steht schon in der Saaltür, da brandet der Applaus wieder auf.

„Willst du noch mal rein, Sabine?“ „Nee, ich muss wieder in die Realität.“

Der nächste Tag, Frau Beinlich erkundigt sich wie immer, ob man hoffentlich gut und sicher wieder zu Hause angekommen sei. Das Gespräch mit dem Arzt übrigens, das sei doch ganz gut verlaufen. Vielleicht sehe man sich ja mal wieder.

Wer weiß schon, was die Zukunft bringt? Gründe, sich von Sorg und Furcht den Sinn fesseln zu lassen, gibt es unzählige. Da hat jeder seine eigenen und ein paar große kommen für alle obendrauf.



REPORTER:INNEN  
forum

Alles nicht so einfach. Und umso schöner, Zuversicht im Kleinen zu erleben. Natürlich weiß auch Sabine Beinlich nicht, was das jetzt für ein Jahr wird und wie oft sie noch in die Oper gehen kann. Aber, so viel steht fest: Für „Die Meistersinger“ im Mai hat sie sich schon mal Karten gesichert.